

RICHARD NORTH PATTERSON

Im Kreis der Macht

Buch

Kerry Kilcannon, demokratischer Präsident der USA, möchte das liberale amerikanische Waffengesetz reformieren. Seine Ziele sind eine stärkere Kontrolle und höhere Sicherheitsmaßnahmen. Damit macht er sich die mächtige Waffenlobby SSA, die die Reform mit allen Mitteln verhindern will, zu erbitterten Feinden. Dann passiert eine entsetzliche Tragödie: Joan, die Schwester von Kilcannons zukünftiger Frau Lara, wird zusammen mit ihrer Mutter und ihrer kleiner Tochter von ihrem eigenen Mann erschossen. Die Tatwaffe ist eine Pistole, deren Munition besonders schlimme Wunden verursacht.

Kilcannon beschließt, die emotionale Reaktion der Bevölkerung auf das grausame Verbrechen zu nutzen und eine massive Kampagne zur Einschränkung der Waffenfreiheit zu starten. In einem ersten Vorstoß hält er eine flammende Rede vor dem Kongress, die ihm hohe Zustimmung auch auf Seiten der konservativen Senatoren einbringt. Aber die SSA hält einen Trumpf in der Hand: Sie droht, eine pikante Geschichte aus dem Privatleben des Präsidenten an die Öffentlichkeit zu bringen, falls dieser nicht einlenkt. Und Kilcannon muss sich fragen, ob ihm sein politisches Anliegen wichtiger ist oder seine Karriere ...

Autor

Der Jurist Richard North Patterson gilt seit seinen großen internationalen Erfolgen wie »Der Kandidat« oder »Tage der Unschuld« als Experte für spannende Thriller, die der Realität atemberaubend nahe kommen. Alle seine Romane wurden zu absoluten Bestsellern.

Von Richard North Patterson außerdem
bei Goldmann lieferbar:

Eine Frage der Ehre. Roman (41661)

Tage der Unschuld. Roman (44693)

Der Kandidat. Roman (45115)

Nachtschwarz. Roman (45516)

Richard North
Patterson

Im Kreis
der Macht

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader
und Peter Pfaffinger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Balance of Power« bei Ballantine Books,
a division of Random House Inc., New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2006

Copyright © der Originalausgabe 2003

by Richard North Patterson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: buchcover.com/Kahlbrandt

BH · Herstellung: Str.

Redaktion: Viola Eigenberz

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46179-0

ISBN-13: 978-3-442-46179-0

www.goldmann-verlag.de

Für Philip Rotner

DA EINE GUT AUSGEBILDETE BÜRGERWEHR
FÜR DIE SICHERHEIT EINES LANDES
UNERLÄSSLICH IST,
DARF DAS RECHT DES VOLKES,
WAFFEN ZU BESITZEN UND ZU TRAGEN,
NICHT ANGETASTET WERDEN.

*Zweiter Zusatz zur Verfassung der
Vereinigten Staaten von Amerika*

1. Teil

Die Hochzeit

4. Juli bis Anfang September

1

Joan Bowden erstarrte, als sie die Pistole im Genick spürte.

Ihr ganzes Bewusstsein verengte sich auf den Druck dieser Waffe, die sie nicht sehen konnte. Ihre Augen blendeten das schmale Wohnzimmer und die über ihren Fernseher flimmernden Bilder aus, sahen nicht, wie der Präsident zusammen mit seiner Verlobten unter dem mächtigen Obelisken des Washington Monument die Feier zum vierten Juli eröffnete. Durch das kalte Metall an ihrer Haut spürte sie Johns Wut, und sie roch seinen nach Schnaps stinkenden Atem.

»Warum?«, flüsterte sie.

»Du hast ihn gewollt.« Seine Zunge war schwer, sein Ton flach, aber nachdrücklich.

Wen?, wollte sie fragen, doch ihre Angst war zu groß. In an Raserie grenzender Panik rief sie sich die Gesichter bei dem Firmenpicknick in Erinnerung, von dem sie vor wenigen Stunden zurückgekehrt waren. Gary vielleicht? Sie hatten eine Weile miteinander gesprochen.

»Ich will doch niemanden«, flüsterte sie verzweifelt.

»*Mich* willst du nicht. Du verachtetest mich.« Schlagartig war sein Ton vorwurfsvoll geworden, und die Stimme drohte sich zu überschlagen, als verstricke er sich in Wahnvorstellungen – das Vorspiel zu einem neuerlichen Ausbruch seiner Tobsucht, die irgendwo in den unergründlichen Windungen seines Gehirns hauste.

Erst vor zwei Tagen war Joan in der Nacht schweißgebadet aus einem Albtraum erwacht, in dem sie ihren eigenen Tod vor sich gesehen hatte.

Wer würde für Marie sorgen?

Gerade eben hatte ihre Tochter am Küchentisch gegessen und

ihrer Puppe, für die sie bei jeder Mahlzeit einen Stammpfad neben sich freihielt, etwas ins Ohr geflüstert. Aus Angst, eine Bewegung von ihr könnte ihn reizen, verdrehte Joan die Augen in Richtung Küche. Wenigstens hatte sich John einen letzten Rest an Rücksicht bewahrt und wartete stets, bis Marie in ihrem Zimmer verschwunden war. In letzter Zeit schien ihre Tochter ein schier übernatürliches Gespür für bevorstehende Gewalt entwickelt zu haben und floh rechtzeitig. Ein stummes Menuett der Misshandlung zwischen Tochter und Vater.

Marie und ihre Puppe waren nicht mehr da.

»Bitte«, flehte Joan.

Ihre Nackenmuskeln pochten vor Anspannung. Der nächste Moment konnte verhängnisvoll sein. Sie hatte gelernt, dass Protest seine Wut nur noch mehr steigerte, aber Passivität ihn beleidigte.

Langsam zog der Lauf der Waffe eine Spur über ihre Haut bis zum Halsansatz, dann wurde sie weggenommen.

Joans Kopf kippte nach vorne. Jäh entwich alle Luft aus ihrer Lunge, und sie brach am ganzen Körper in krampfartiges Zittern aus.

Sie hörte, wie er sich hinter ihrem Stuhl bewegte, spürte, wie er sie von oben musterte. Aus Angst davor, was passieren konnte, wenn sie seinen Blick nicht erwiderte, zwang sie sich aufzusehen.

Mit offener Handfläche schlug er sie.

Ihr Kopf flog nach hinten, die Ohren dröhnten ihr. Blut rann ihr übers Kinn.

John hielt ihr die Pistole an den Mund.

Ihr Mann. Das glückliche Gesicht aus dem Hochzeitsalbum. Jetzt war es finster und unerbittlich. Das T-Shirt, ein Trikot der 49er, entblößte den Bierbauch, der an dem ansonsten dünnen Körper so deplatziert wirkte.

Mit einem grausamen Lächeln drückte John ab.

Bei dem hohlen, metallischen Geräusch prallte Joan kreischend zurück. In John bewirkten ihre Schreie offenbar eine chemische Veränderung. Seine Augen weiteten sich. Sein Mund öffnete sich, als wolle er etwas sagen, dann wandte er sich ab und torkelte zum Schlafzimmer.

Joan sackte nach vorne und verbarg das Gesicht in den Händen.

Bald würde er das Bewusstsein verlieren. Dann war sie in Sicherheit. Morgen früh würde er wieder zur Arbeit gehen. Aber davor würde sie sein Schweigen, die Nachwirkung des Schocks über seine Brutalität und Ausdruck seiner Scham, über sich ergehen lassen müssen.

Wenigstens kannte Marie nur dieses Schweigen.

Benommen stolperte Joan durch den dunklen Flur ins Bad. Im Kiefer hatte sie pochende Schmerzen. Als sie ihr hager gewordenen Gesicht im Spiegel anstarrte, konnte sie einfach nicht glauben, dass das sie sein sollte.

Von ihrer geschwellenen Lippe tröpfelte Blut. Sie hielt ein Taschentuch dagegen, bis es aufhörte. Noch einen kurzen Moment lang betrachtete Joan ihr Gesicht im Spiegel, dann ging sie lautlos zum Zimmer ihrer Tochter hinüber.

Maries Tür war geschlossen. Mit äußerster Behutsamkeit drehte ihre Mutter den Griff, bis sie sie einen Spaltbreit öffnen und hindurchspähen konnte.

Marie saß im Schneidersitz über die Porzellanpuppe gebeugt, die früher ihrer Großmutter gehört hatte. Joan fiel ein Stein vom Herzen. Das Kind hatte nichts mitbekommen und sah sie auch jetzt nicht. Während Joan dastand und sie betrachtete, schwappte eine Flut verzweifelter Liebe in ihr hoch.

Langsam und voller Bedacht hob Marie eine Hand und schlug das leblose Porzellangesicht. Dann wiegte das Kind die Puppe in seinen Armen. »Ich werde das nie wieder tun. Solange du brav bist.«

Tränen quollen Joan aus den Augen. Sie wich zurück und rannte in die Küche, wo sie sich in die Spüle übergab. Minutenlang blieb sie dort mit den Händen gegen die Arbeitsplatte gestützt stehen. Schließlich drehte sie den Wasserhahn auf. Während sie zusah, wie das Erbrochene in einem Strudel im Ausguss verschwand, wurde Joan klar, was sie jetzt tun musste.

Ihre Augen wanderten über das Küchenregal, wo sie den Zettel mit seiner Telefonnummer in einem in Leder gebundenen Kochbuch versteckt hatte. *Ruf mich an*, hatte er sie gedrängt. *Egal, zu welcher Zeit*.

Ihr Mann durfte nicht aufwachen.

So nahm sie das Telefon in die Hand und schlich damit still um Mut betend ins Wohnzimmer zurück. Im Fernseher stieg gerade der Lichtschein eines Feuerwerks in anmutigem Bogen über den Obelisken.

2

Präsident Kilcannon und seine Verlobte Lara Costello beobachteten, wie eine rote Leuchtrakete über den Lichtbogen stieg und in eine Galaxie von Sternen zerbarst, die im Herabfallen das Washington Monument umrahmten.

Für das seltene Erlebnis eines Abends zu zweit hatten sie das jährliche Fest für die Mitarbeiter früher verlassen und sich auf die Terrasse im zweiten Stockwerk des Weißen Hauses zurückgezogen. Auf ihrem weiß gedeckten Tisch standen ein Picknickkorb mit Käse und Obst und eine Flasche leichter Chardonnay, die in einem silbernen Metallzylinder, einem Geschenk des französischen Präsidenten, kühl gehalten wurde.

Lara nahm Kerry bei der Hand. »Als ich sechs war«, erzählte sie ihm, »hat mich unser Vater mal zum Feuerwerk in Crissy Field mitgenommen. Ich werde nie vergessen, wie ich den bunten Sternenregen über der Golden Gate Bridge beobachtet habe und dabei die ganze Zeit seine Hand hielt. Das ist meine letzte Erinnerung an ein Zusammensein mit ihm.«

Kerry wandte sich vom Feuerwerk ab und musterte ihr ebenmäßiges Gesicht mit den ausdrucksstarken Augen, hohen Wangenknochen und der von tiefschwarzem Haar umrahmten bleichen Haut, das ihr zu ihrem eigenen Erstaunen geholfen hatte, von einer mehr oder weniger anonymen politischen Reporterin bei der *New York Times* zu einer Berühmtheit als Fernsehjournalistin aufzusteigen. Kerry nahm an, dass ihr Lebensentwurf wie bei so vielen Frauen schon in der Jugend geprägt worden war: Damals hatte sie sich nicht als Schönheit gesehen, obwohl sie das ganz gewiss war, sondern als perfekte Schülerin, als die pflichtbewusste älteste Tochter, die ihrer Mutter und den kleineren Schwestern helfen

musste. Es war diese pflichtbewusste Tochter, die es zu etwas gebracht hatte. Ihre Triebfeder war es gewesen, Inez Costello einen Grund zu geben, stolz auf sie zu sein, und ihren jüngeren Schwestern den Existenzkampf zu ersparen, der auf ihnen lastete, seit der Vater die Familie verlassen hatte. Kerry wusste, dass selbst im Alter von zweiunddreißig Jahren ihr Leben noch immer von ihrer Familie geprägt wurde.

»Weißt du, was ich gehofft hatte?«, fragte er. »Dass du dich an die Szene in *Über den Dächern von Nizza* erinnerst, in der Cary Grant und Grace Kelly einem Feuerwerk von ihrem Hotelzimmer aus zuschauen.«

Lara sah ihn teils belustigt, teils prüfend an. »Ich weiß nur noch, dass sie sich auf eine Couch gelegt haben, und dann schwenkte die Kamera beiseite.«

»Mhm. Sehr fünfziger-Jahre-mäßig.«

Lara beugte sich vor und küsste ihn lange und zärtlich auf die Lippen. Dann schmiegte sie die Wange an seine Schulter. »Jetzt haben wir das einundzwanzigste Jahrhundert«, sagte sie. »Da sind keine Metaphern nötig.«

Danach blieben sie auf dem Himmelbett liegen und lauschten dem langsam ersterbenden Knattern und Heulen des Feuerwerks. Eine von den Tischlampen leuchtete noch. Während der Liebe und auch danach war es beiden wichtig, einander ins Gesicht zu sehen.

Lächelnd zauste sie ihm das Haar. »Du bist gar nicht so übel. Für einen Präsidenten wenigstens.«

Wie sie beabsichtigt hatte, entlockte sie ihm damit dieses jugendhafte Grinsen, das sein Gesicht zum Leuchten brachte und seine Lachfalten sichtbar machte.

So unbeschwert wie in diesem Moment war Kerrys Leben allerdings wahrlich nicht oft gewesen. Selbst bei seinem ersten Erfolg in der Politik, der Wahl in den Senat im Alter von dreißig Jahren, war er nur als Ersatz für seinen Bruder, Senator James Kilcannon, aufgestellt worden, der für die Präsidentschaft kandidiert hatte und dann in San Francisco ermordet worden war. Lara war damals neunzehn gewesen. Sie erinnerte sich noch an die Fernsehübertragung von der Beerdigung und an Kerrys gehetzten Gesichtsaus-

druck, als er neben seiner verwitweten Mutter am Grab stand. Dieses Bild prägte sich ihr derart ein, dass sieben Jahre später, als sie ihn anlässlich einer Reportage für die *New York Times* persönlich kennen lernte, das Erste, was ihr an ihm auffiel, nicht etwa das zu einem Präsidentschaftskandidaten gar nicht passende fein geschnittene Gesicht war. Ebenso wenig das dichte kastanienbraune Haar oder die Narbe über einem Auge. Nein, es waren die verblüffenden Gegensätze in den Augen selbst. Ihre grün gesprenkelten blauen Iris, die größer waren als bei den meisten Menschen, gaben Lara das – bei Politikern weißer Hautfarbe höchst seltene – Gefühl, vor jemandem zu stehen, der mehr Trauer als die meisten anderen Menschen erfahren hatte. Damals hatte sie das auf ihre eigene Interpretation geschoben und gemeint, sie hätte sich wohl zu sehr von der Erinnerung an die Beerdigung beeinflussen lassen. Erst später, als Kerry ihr von seiner persönlichen Geschichte erzählt hatte, die er so gut wie niemandem sonst anvertraute, war ihr klar geworden, was alles in und hinter diesen Augen steckte.

»Wenn du das wirklich meinst«, antwortete er ihr lächelnd, »darfst du das gern persönlich nehmen. Schüchterne katholische Jungs aus Newark kriegen auf diesem Gebiet normalerweise wenig Übung. Gott weiß, dass Meg und ich einander nicht gut getan haben. Egal in welcher Hinsicht.«

Wenn Meg sich doch nur so leicht abtun ließe, dachte Lara. Aber ihre Existenz beeinträchtigte ihre Beziehung nach wie vor. Sowohl in der Öffentlichkeit, weil Kerry es versäumt hatte, seine erste Ehe annullieren zu lassen, und sie sich darum nicht kirchlich trauen lassen durften, als auch privat, weil ihre Liebesaffäre begonnen hatte, als Kerry noch verheiratet gewesen war. Immerhin hatten sie es geschafft, ihr Verhältnis geheim zu halten. Das hatte es Kerry ermöglicht, seine Chancen auf die Präsidentschaft zu wahren. Erst nach der Vorwahl in Kalifornien, bei der ein Attentäter Kerry verletzt hatte, waren sie zusammen in der Öffentlichkeit aufgetreten.

Sie berührte die Narbe, die die Kugel hinterlassen hatte, einen roten Striemen in der Nähe seines Herzens. »Wir haben einander gut getan«, sagte sie. »Und großes Glück miteinander gehabt.«

Lara kam es so vor, als spürte er die Trauer hinter ihren

Worten, die nagenden Zweifel, die ihr neues Leben überschatteten.

»Nur Glück gehabt?«, fragte er leise. »Im öffentlichen Leben sind wir so etwas wie ein Wunder. Ähnlich wie meine Karriere.«

Dieser Aspekt seines Weltbildes – dass Glück dem Zufall zu verdanken war – wurde Laras Ansicht nach zusätzlich durch seine immer wieder geäußerte Überzeugung bestätigt, dass es Gewehrschüsse gewesen waren, die ihn zum Präsidenten gemacht hatten: Erst hatten sie James, den tüchtigen Bruder, getötet und dann ihn, Kerry, verwundet und damit eine Welle der Anteilnahme ausgelöst, die ihn mit der denkbar knappsten Mehrheit ins Weiße Haus getragen hatte. Bis zum Schluss hatte seine Wahl an einem seidenen Faden gehangen, und den Ausschlag hatte dann die Stimmenauszählung in Kalifornien gegeben. Aber mit seinem Amt hatte er eine Mission angetreten, die er seitdem in jeder Rede aufgriff: »...die Gewalt durch Feuerwaffen so gründlich ausmerzen, wie wir die Kinderlähmung ausgerottet haben.«

»Apropos Wunder«, fragte sie, »ist dein Treffen mit den Waffenfirmen noch ein Thema?«

»Mit einer Hand voll Firmen«, verbesserte Kerry sie. »Den wenigen tapferen Seelen, die mir dabei helfen wollen zu verhindern, dass Vierjährige sich mit der neuen Pistole erschießen, die Dad zu ihrem Schutz gekauft hat. Wenn man die SSA so reden hört, wird morgen in Amerika dem Recht auf Waffenbesitz das Sterbeglöcklein geläutet.« Unwillkürlich grinste er. »Allerdings habe ich bei der Vorbereitung auf das Treffen herausgefunden, dass du diejenige bist, die so versessen darauf ist, uns zu entwaffnen.«

»Ich?«

»Du und dein ganzer Berufsstand.« Kerry wälzte sich auf die Seite und zog eine Zeitschrift aus der Mappe mit seinen Unterlagen. Während er sie durchblätterte, erkannte Lara, dass es das monatlich erscheinende Blatt der »Sons of the Second Amendment« war, Amerikas vielleicht größter Lobby, die sich mit ihrem Namen auf den zweiten Verfassungszusatz berief. Und auf dem Titelblatt prangte eine bitterböse Karikatur von Kerry als Adolf Hitler.

»Umfragen haben ergeben«, las Kerry vor, »dass die meisten

Berichterstatter von Funk und Presse in Prachtvillen leben und die Nase über uns normale Amerikaner rümpfen. Viele von ihnen haben unter ihresgleichen an den teuersten Universitäten studiert, wo sie fleißig gegen den Vietnam-Konflikt demonstriert, Haschisch geraucht, freie Liebe getrieben und jede ach so hehre, ultra-liberale Gesinnung in sich aufsaugen konnten, mit der ihre Professoren sie bombardiert haben.« Er schnitt eine Grimasse. »Tja, um die Wahrheit zu sagen, ganz Unrecht haben sie nicht. Was hat bei *dir* nicht gestimmt?«

Lara richtete sich etwas auf und stützte den Kopf in eine Hand. »Meine Mutter ist putzen gegangen. Darum hatte ich Angst, mein Stipendium zu verlieren. Außerdem habe ich den Krieg um zwanzig Jahre verpasst.«

»Das hat nicht viel zu bedeuten. Du hast ja schnell aufgeholt. Hör dir das nur an: »Nach dem Abschluss mussten sie sich der Wirklichkeit stellen und ihren Lebensunterhalt verdienen. Was lag da näher, als ein dickes Gehalt zu beziehen und nebenbei die Welt zu verändern, indem man als Reporter zu ABC, CBS, NBC, CNN oder zur *New York Times* ging?« Das bist *du!*« Kerry bedachte sie mit einem gekonnt anklagenden Blick, dann beugte er sich wieder über die Zeitschrift. »Nachdem sie es sich auf ihren gut bezahlten Posten bequem gemacht hatten, konnten diese Männer und Frauen aus Yale, Harvard, Brown und Princeton ihren Vorurteilen freien Lauf lassen. Viele von ihnen kennen niemanden, der eine Schusswaffe besitzt. Mit Schusswaffen bekommen sie es höchstens dann zu tun, wenn sie über das Gemetzel eines durchgedrehten Schützen berichten müssen...«

Lara unterbrach ihn. »Und wie ist es mit Leuten, die jemanden kannten, der erschossen wurde? Zählt das?«

»Ach, das? Das heißt nur, dass du deine Objektivität verloren hast. Wie ich.«

Kerrys Stimme verriet unvermittelt einen bitteren Unterton. Lara war sich bewusst, dass es in dieser Angelegenheit um sehr viel mehr ging als nur um den von seinen Gegnern unterstellten Zorn über den Tod seines Bruders und das beinahe tödliche Attentat auf ihn selbst. Kerry hatte dieses Blutvergießen satt, war es müde, Jahr für Jahr Familien zu treffen, die Angehörige verloren hatten, und

sie mit immer denselben hohlen Phrasen zu trösten. Er hatte dann stets das Gefühl, politisch wie persönlich gescheitert zu sein. Und mit seinem Scheitern – vor allem wenn es Schusswaffen betraf – konnte Kerry nur schlecht leben.

»Früher oder später wirst du den Kongress schon so weit bringen, dass er dir ein vernünftiges Waffengesetz beschert«, sprach ihm Lara Mut zu.

An die Stelle der Bitterkeit traten trotz aller Frustration Ironie und Schalk. Er legte die Stirn in Falten. »Vor oder *nach* unserer Hochzeit?«

Lara lächelte. »Das kann ich dir nicht sagen. Aber auf jeden Fall, bevor ich eine neue Stelle finde.«

Hier lag ein weiterer Stolperstein auf dem Weg zur Ehe. Zwar war Lara dabei, eine gewisse Schicksalsergebenheit zu entwickeln und sich mit den Einschränkungen ihres neuen Lebens als First Lady abzufinden, doch sie hatte seit jeher auf ihre Selbstständigkeit geachtet und ihr Selbstwertgefühl nie von anderen abhängig gemacht. Wenn sie Kerry heiratete, würde sie vieles, ja, sogar ihre berufliche Identität verlieren. Bereits jetzt hatte sie bei NBC kündigen müssen, um gar nicht erst den Verdacht aufkommen zu lassen, der Sender wolle davon profitieren, dass die Verlobte des Präsidenten für ihn arbeitete. Dasselbe galt für alle anderen Bereiche der Medien. Man konnte es sich einfach nicht leisten, den Eindruck zu erwecken, dass Interessenkonflikte vorlagen. Ein kurzer Flirt mit der Präsidentschaft beim Roten Kreuz, die sich aufgrund von Laras hohem Ansehen als Fernsehjournalistin und ihrer Erfahrung als Kriegsberichterstatterin angeboten hätte, war letztlich an der Befürchtung gescheitert, dass ausgesprochen großzügige Sponser vielleicht Sondervergünstigungen von Präsident Kilcannon erwarten könnten. Andere Tätigkeiten hätten ähnliche Probleme aufgeworfen, und die besten darunter hätten sie außerdem zu sehr von ihren öffentlichen Aufgaben und dem Privatleben mit Kerry abgelenkt. »Sei mir nicht böse«, sagte sie nun nach einer langen Pause. »Ich war wohl ein bisschen schnippisch. Es mag vielleicht nicht so aussehen, aber du bist mir viel wichtiger als das Rote Kreuz.«

Auch wenn er das längst gewusst hatte oder zumindest hätte

wissen sollen, verriet seine Miene Erleichterung. »Dann, fürchte ich, ist dein Schicksal besiegelt.«

»Wahrscheinlich«, entgegnete sie. »Aber die Liebe hat mich nun mal völlig durcheinander gebracht.«

Er drückte sie erneut an sich. »Da gibt es noch was. Ich bin jetzt dreiundvierzig. Selbst wenn wir gleich morgen anfangen, dauert es noch eine ganze Weile, bis unser erstes Kind so weit ist, dass es das College verlassen kann. Bis dahin werde ich von der Sozialhilfe leben müssen. Wenn sie dann noch nicht abgeschafft worden ist.«

»Sag das dem Papst.«

»Ach, das habe ich schon. Ich habe sogar erwähnt, dass Meg allein schon der Gedanke an Kinder ein Gräuel war.« Zärtlich berührte er Laras Gesicht und hob es sanft an. »Und endlich hat er mich erhört.«

Lara spürte ein erregtes Prickeln. »Die Annullierung?«

Kerry grinste. »Ja, genau.«

Sie löste sich und sah ihm prüfend in die Augen. »Wann?«

»Gestern.«

»Warum hast du es mir nicht erzählt?«

»Da war ich doch in Pittsburgh.« In seine Augen war ein Funkeln getreten. Seine Stimme wurde noch zärtlicher. »Heute habe ich Zeit und Ort einfach für viel geeigneter gehalten.«

Lara, die genau wusste, wie sehr er sich diese Annullierung gewünscht hatte, empfand plötzlich die ganze Tiefe ihrer Liebe. Dieser Moment, das stand ihr klar vor Augen, war die letzte Schwelle vor dem Gang in die Spiegelhalle, die die Präsidentschaft bedeutete, die allgegenwärtige, oft gnadenlose Aufmerksamkeit der Allgemeinheit, die Leben verändern und sich in Ehen drängen konnte, bis selbst der intimste Akt öffentliche Bedeutung erlangte. Einen Augenblick lang dachte sie an ihre Abtreibung und verspürte einmal mehr die vertraut gewordene Angst. Dann aber stellte sie sich vor, wie es wäre, mit Kerry Kinder zu haben.

»Der Labor Day ist dieses Jahr am ersten September. Wäre das zu bald?«, fragte sie und küsste ihn.

Später wandten sie sich wieder dem Praktischen zu. Das begann schon mit ihrem resignierten Vorschlag: »Dann lass uns weglau-

fen. Oder wenigstens eine ganz intime Hochzeit feiern – du weißt schon, in dem Gasthaus in Little Washington.«

»Unter Belagerung durch die Medien? Und mit Hubschraubern, die über unseren Köpfen kreisen? Das würde einen Aufstand wie bei Madonna geben, nur dass die Leute es *uns* verübeln würden.«

»Natürlich, wie konnte ich nur die Aktionäre vergessen?«, entgegnete sie trocken. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Ich habe einfach an uns gedacht. Und an meine Familie. Du und ich mögen ja im Rampenlicht der Medien stehen, aber meine Leute sind so was nicht gewöhnt.«

Kerry schwieg nachdenklich. Er hatte längst mitbekommen, wie komplex und spannungsgeladen die Beziehungen in ihrer Familie waren. Aber sie schwelten unter einer Oberfläche, die für Werbestrategen den Stoff für Träume hergab. Kerry hatte niemanden mehr, seitdem er vor zwei Monaten völlig überraschend seine geliebte Mutter verloren hatte. Lara dagegen hatte zwei Schwestern, eine Nichte und eine tüchtige Mutter, kurz, eine Familie, die jeder Medienberater, der sein Geld wert war, voller Begeisterung ausschlachten würde: Die lateinamerikanische Putzfrau, die ganz allein drei hübsche, begabte Töchter aufgezogen und durchs College gebracht hatte und die jetzt erleben durfte, wie ihre Älteste First Lady wurde. Ohne dass Kerry das zu erwähnen brauchte, war Lara längst klar, dass seine Berater ihre Verwandten weit über ihre Hochzeit hinaus ins Visier nehmen würden.

»Ich lasse nicht zu, dass sie in dem Medienrummel ausgeschlachtet werden«, erklärte sie. »Bei wie vielen Frauen und Kindern von Präsidenten hat es mit der Illusion angefangen, alles wäre wunderbar, und mit der Erkenntnis aufgehört, dass ihr Leben nie wieder das sein wird, was es einmal war.«

Sie sah seinem Gesicht den Protest an, den Wunsch – wider besseres Wissen – zu glauben, dass es bei ihm ganz anders laufen würde. »Das klingt ein bisschen düster«, brummte er. »Ich jedenfalls werde nicht zulassen, dass meine Leute die Familie Costello in Reality-TV verwandeln.«

Um Laras Lippen spielte ein mattes Lächeln. »Dann kannst du ja schon mal mit Clayton anfangen.«

Bei der Erwähnung seiner rechten Hand im Weißen Haus, sei-

nes engsten Freundes und Beschützers, erwiderte Kerry ihr Lächeln unwillkürlich. »Clayton? Wenn er unser Trauzeuge werden will, darf er nicht vergessen, wer von uns beiden der Präsident ist. Aber jetzt mal im Ernst: Ich mache mir doch auch Sorgen um deine Familie.«

»Das weiß ich.«

In diesem Moment schrillte das Telefon. Irritiert nahm Kerry ab. »Es ist der vierte Juli und Mitternacht!«, seufzte er müde. »Ist ein Krieg ausgebrochen oder was?« Schweigend hörte er sich dann an, was die Frau von der Telefonzentrale zu melden hatte. Seine Augen verhüllten sich zusehends, seine Miene wurde ernst. »Stellen Sie sie durch«, bat er dann.

»Wer ist das?«, flüsterte Lara.

Kerry deckte die Sprechmuschel ab und sah ihr in die Augen. »Deine Schwester Joan. Es ist für mich.«

3

Kerrys Sorgen um Laras Schwester hatten im vergangenen November begonnen.

Das war, als Lara ihn ihrer Familie vorgestellt hatte. Auf dem Rückflug nach Kalifornien, wo er sich bei seinen Anhängern für den knappen Wahlsieg bedanken wollte, bat Kerry Lara, alle zusammen ins Alfred's, sein Lieblingsrestaurant in San Francisco, einzuladen: Laras Mutter Inez, ihre jüngste Schwester Mary und die mittlere Schwester Joan mit ihrem Mann John Bowden und ihrer sechsjährigen Tochter Marie. Was Inez und Mary betraf, war der Abend ein Erfolg, allerdings verdarb es Lara die Stimmung, dass die Bowdens fern blieben. Am Morgen hatte Joan angerufen und Lara gesagt, sie hätte eine Lebensmittelvergiftung und müsse zu Hause bleiben, aber bei Kerrys nächstem Besuch würde es ganz bestimmt klappen.

Nach dem Essen brachten Kerry und Lara Inez und Mary nach Hause. Als die von Kerrys Leibwächter gesteuerte schwarze Präsidentenlimousine sich dann ihrem Hotel näherte, sagte Kerry: »Ich

fand sie nett, sehr nett sogar. Deine Mutter ist meiner in vielem ähnlich, nur dass sie lebhafter und zugänglicher ist, als es meine je war.«

Lara schwieg lange, ehe sie schließlich antwortete. »Mom war fürchterlich verlegen. Egal, wie lauthals sie von Joan schwärmte – sie glaubt, dass Joan gelogen hat.«

Im dunklen Fond der Limousine konnte Kerry Laras Gesicht nicht so recht deuten. »Warum?«

»Zum Beispiel, weil sie zu ›krank‹ gewesen sein will, um den neu gewählten Präsidenten kennen zu lernen oder mich zum ersten Mal seit beinahe einem Jahr wiederzutreffen; so krank, dass John und Marie nicht ohne sie kommen konnten. Nein, mit altem Fisch hat das nichts zu tun. Auf der Toilette hat Mary zugegeben, dass auch sie sie kaum noch zu Gesicht bekommt.«

In Kerry keimte ein Verdacht. »Liegt es an ihrem Mann?«

Darauf antwortete Lara nicht direkt. »Ich werde sie besuchen. Bevor wir zurückfliegen.«

Joan und ihre Familie wohnten in einem Bungalow im Viertel Crocker-Amazon, dessen dicht am Hügel gebaute Gebäude sich eng aneinander schmiegen. Das von der Größe her bescheidene Häuschen wirkte sauber und gepflegt. Es war frisch gestrichen, die zugezogenen Rüschenstores waren sorgfältig gebügelt, und auf der Veranda sorgten Töpfe voller Geranien in allen Rottönen für eine fröhliche Stimmung. Unter der Türglocke stand der Name eines Sicherheitsdienstes. Aber nicht auf die Klingel drückte Lara, sondern auf den Knopf für die Sprechanlage.

Dann musste sie minutenlang warten. Als endlich Joans Stimme aus dem Lautsprecher kam, klang sie körperlos. »Ja, bitte?«

»Hier ist Lara.«

Wieder trat Stille ein. »Es tut mir Leid, Lara.« Nicht nur die Verspätung, sondern auch der matte, abweisende Tonfall reizten Lara. »Es geht mir wirklich nicht gut.«

»Lebensmittelvergiftung ist doch nicht ansteckend!« Zu ihrem Verdruss ertappte Lara sich dabei, dass sie sich wieder ganz wie eine ältere Schwester anhörte, die die anderen herumkommandierte. »Bitte«, beschwor sie Joan. »Du hast mir so gefehlt. Da

kann ich doch nicht abreisen, ohne dich wenigstens gesehen zu haben.«

Joan gab keine Antwort. Aber nach einer – wie es Lara vorkam – schieren Ewigkeit ging die Tür auf. Zunächst konnte Lara nur die eine Hälfte von Joans Gesicht sehen.

»Ich bin ja so froh«, seufzte Lara.

Joan zögerte, dann öffnete sie die Tür ganz.

Lara prallte entsetzt zurück. Joans rechtes Auge war total angeschwollen, was durch den dick aufgetragenen Eyeliner am unversehrten Auge noch betont wurde.

»Ach, Joanie! Mein Gott...«

»Es ist nicht das, was du denkst«, wiegelte Joan ab. »Es ist beim Duschen passiert. Ich war von der Lebensmittelvergiftung geschwächt, und da bin ich umgekippt.«

Lara trat ein. Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, legte sie Joan beide Hände auf die Schultern. »Ich bin nicht dumm, Joan. Und ich habe so etwas schon mal gesehen, weißt du noch?«

Joan schien sich der Berührung entziehen zu wollen. »Kann schon sein. Ich war erst drei, als er uns verlassen hat.«

Lara trat einen Schritt zurück und ließ die Arme schlaff herunterfallen.

Das Gesicht ihrer Schwester war voller geworden, aber was sich nicht verändert hatte, war der spröde, abweisende Ausdruck. Das gut gepflegte Wohnzimmer war so, wie Lara es in Erinnerung hatte: blitzblank gebohrter Parkettboden, makelloser persischer Läufer, tipptopp aussehende weiße Möbel, ein Regal mit säuberlich gerahmten Familienfotos. Ein von einem Porträtfotografen aufgenommenes Bild von Marie, das sie in ihrer ganzen südländischen Schönheit zeigte, stach Lara ins Auge. Sie betrachtete es unwillkürlich, ehe sie sich wieder ihrer Schwester zuwandte. »Weiß Mom Bescheid?«

»Sie will es nicht wissen.« Ein bitterer Ausdruck huschte über Joans Gesicht. Wen meinte sie mit ihrem Groll?, fragte sich Lara.

»Sie mag John. Die Einzige, die glaubt, für Kinder wäre es eine tolle Sache, ohne Vater aufzuwachsen, bist du. Und an *eins* erinnere ich mich genau: wie es ist, keinen zu haben.«